

Teil II Gemeinschaftsbildung und sozialer Raum

Ina Marie Weber

**Der normierte Mensch.
Eine Betrachtung hinsichtlich des Verhältnisses von
Normalität und Objektivität aus dem Blickpunkt der
husserlschen Phänomenologie*****1. Einleitung**

Noch bis Ende der 1990er Jahre wurde weitgehend unstrittig nach dem herrschenden Behandlungsmodell verfahren, optisch-geschlechtlich nicht eindeutige Neugeborene innerhalb der ersten Stunden bis Monate durch chirurgische Eingriffe äußerlich-körperlich eindeutig einem der beiden Geschlechter zuzuordnen, obwohl in den meisten Fällen von Intersexualität keine medizinisch-gesundheitliche Notwendigkeit einer Operation vorliegt.¹

Es handelt sich bei der medizinisch-chirurgischen Normierung intersexueller Menschen, d.h. Menschen, die genetisch, anatomisch oder hormonell nicht eindeutig dem männlichen oder weiblichen Geschlecht zugeordnet werden können, streng betrachtet um institutionell getragene 'Schönheitsoperationen'. Das Neugeborene wird nicht in seiner ganzen (d.h. auch körperlichen) Individualität als gleichwertiger Mensch anerkannt, sondern einer bestimmten Vorstellung vom Menschen unterworfen, nämlich jener, dass ein Mensch entweder weiblich oder männlich ist. Dieses Phänomen der Normativität einer bestimmten Vorstellung vom Menschen, welche nicht als Ergebnis einer expliziten gemeinschaftlichen Verabredung verstanden werden kann – wie z.B. die Verfassung eines Staates –, sondern in der Folge einer langen Denktradition beziehungsweise einer großen gesellschaftlichen Einstimmigkeit selbstverständlich, ja geradezu 'natürlich' geworden ist, ist keineswegs ein Einzelfall. Und derartige Vorstellungen werden nicht nur durch staatliche Institutionen durchgesetzt, sondern prägen auf das Stärkste auch unser tägliches Denken und Handeln.

So haben wir nicht nur eine alltägliche Vorstellung eines normalen sowie eines anomalen Menschen (z.B. eines Menschen mit Behinderung, eines kranken

* Bei den Herausgebern eingegangen am 30.06.2014 – Anm. d. Hrsg.

¹ Vgl. Klöppel, 2010.

Menschen etc.), sondern ebenso ein entsprechendes, durch wissenschaftliche Erkenntnisse legitimes und staatlich getragenes, Ordnungssystem menschlicher Krankheiten und Behinderungen. So stellt die in Kooperation mit der Weltgesundheitsorganisation (WHO) erscheinende *Internationale Klassifikation der Krankheiten*, 10. Revision (ICD-10), ganz allgemein eine lange Liste und Ordnung all jener Fälle menschlicher Seinsweisen dar, die aus dem Verständnis des normalen Mensch-Seins herausfallen und für welche damit jeweils entsprechende normierende Maßnahmen möglich gemacht werden.² Dass es dabei nicht um eine rein statistische Sammlung und Klassifikation geht, sondern um eine normativ wirksame Einteilung, manifestiert sich u.a. darin, dass die dort aufgeführten physischen und psychischen Krankheits- und Störungsbilder, sofern sie an einem menschlichen Individuum diagnostizierbar sind, zu chirurgischen, medikamentösen und therapeutischen Maßnahmen berechtigen (wenn auch in Absprache und unter Einwilligung der Betroffenen), welche das betreffende Individuum möglichst weitgehend von dem Diagnostizierten befreien sollen.

Dass Vorstellungen vom Menschen sowohl das Leben der Einzelnen bestimmen als auch bis in institutionelle Ebenen hineingetragen und normativ durchgesetzt werden, ist keineswegs eine neue Erkenntnis, sondern gehört spätestens seit den Untersuchungen Michel Foucaults, und in der Folge vor allem Judith Butlers, zum selbstverständlichen Bestand poststrukturalistischer Ansätze und damit zur philosophischen Landschaft der Gegenwart. Innerhalb der Phänomenologie jedoch handelt es sich hierbei um eine eher seltene Thematik.³ Es ist zwar bereits mehrfach dargelegt worden, dass die Normalität der Erfahrung im husserlschen Sinne schon auf den untersten, vorprädikativen Stufen auf das Engste mit dem Bezug auf ein Optimum bzw. eine Norm verknüpft ist und somit unsere Erfahrung wesentlich durchsetzt ist von normativen Strukturen.⁴ Ebenfalls ist betont worden, dass dieser Bezug auf eine Norm ohne Einbettung in eine Intersubjektivität respektive intersubjektive Normalität nicht zustande kommt und damit gerade der intersubjektiven Normalität normativer Status in unserer Erfahrung zukommt – und zwar auch unserer einzellichlichen Erfahrung.⁵ Doch inwiefern Normalität und Normativität der Erfahrung in Zusammenhang stehen mit höherstufigen Leistungen der Subjektivität, insbesondere mit Vorstellungen vom Menschen, die unser Denken und Handeln prägen, sowie mit scheinbar objektiven “Natur”tatsachen, scheint mir bislang nicht ausreichend beleuchtet worden zu sein.

² Dilling et al., 1999.

³ Bernhard Waldenfels greift diese Thematik auf und nähert sich ihr aus einer ihm eigenen phänomenologischen Perspektive. Vgl. Waldenfels, 1998.

⁴ Vgl. hierzu insbesondere Steinbock, 1995; 2003; Taipale, 2010; 2012, Breyer, 2010 sowie Wehrle, 2010.

⁵ Vgl. Taipale, 2012.

Ich möchte nun in meinem Beitrag vor allem der Frage nachgehen, welche Struktur der Norm innerhalb unserer Erfahrung zugrunde liegt, um übergreifend sowohl auf niedrig- als auch auf höherstufigen Ebenen wirksam sein zu können. Eine Antwort darauf werde ich auf indirektem Wege suchen, indem ich eine Verbindung von Husserls Normalitäts- mit seinem Objektivitätsverständnis vorschlage und ihr nachgehe. Die hier vertretene These besagt, dass sich Normativität als notwendige Funktion innerhalb des Abgrenzungsreichs von Objektivität und Normalität verstehen lässt. Genauer gesprochen, dass sie eine Funktion ist, die der Objektivität in Abgrenzung zur Normalität zukommt. Als solche ist sie zum einen keine aktive Verabredung oder Konvention, sondern eine notwendige konstitutive Struktur, die aus der erfahrungsgeliteten, intersubjektiven Sinnleistung erwächst, und zum anderen ist sie, ungeachtet ihrer Rolle für die Erfahrung des Einzelnen, durch ihre innere Verbindung zur objektiven Struktur gleichfalls kaum zu trennen von intersubjektiv-objektiven Geltungen, die sich bis in staatliche Institutionen hinein verkörpern können.

Ich werde zunächst kurz den husserlschen Objektivitätsbegriff skizzieren (Kap. 2), dann in einem argumentativen Hauptteil ausgehend von Husserls erfahrungsbasiertem Normalitätsverständnis ein doppeltes Verhältnis zwischen den Thematiken der Objektivität und Normalität herstellen (Kap. 3) und in einem dritten Schritt aufzeigen, inwiefern die Verknüpfung der Themenbereiche 'Normalität' und 'Objektivität' etwas zur Beantwortung der gestellten Frage nach der Struktur der Norm innerhalb unserer Erfahrung beitragen kann (Kap. 4). In einem Ausblick (Kap. 5) werde ich dann die behandelte Thematik auf die damit verbundenen Probleme der Selbstobjektivierung 'Mensch' ausweiten.

2. Der Objektivitätsbegriff in der Phänomenologie Husserls

Husserls Verständnis von Objektivität manifestiert sich in einer Vielzahl an Untersuchungen und in der Unterscheidung zwischen verschiedenen Stufen der Objektivität, die sich keineswegs aufeinander reduzieren lassen, da sie sich in verschiedenen Dimensionen der Intersubjektivität bewegen und in ihnen fundiert sind. Es ist daher zwar vereinfachend von *der* Objektivität bei Husserl zu sprechen, dennoch lässt sich eine bestimmte einheitliche Struktur auffinden, die allen objektiven Dimensionen eigen ist.

Die konstitutive Struktur der Objektivität ist die Intersubjektivität der Allgemeinschaft, d.h. des "jedermann", denn "[o]bjektiv' ist das von jedermann [...] in identischem Sinn Erfahrbare und Aussagbare und das von jedermann in dieser Identitätsbeziehung auf jedermann auch Gemeinte" (Husserl, 1973b, S. 107), also das auf die unbegrenzte Allheit der im Konnex stehenden erkennenden

Subjekte Bezogene.⁶ Dabei kommt es zunächst nicht auf die Frage an, wer faktisch diese Allgemeinschaft des ‘jedermann’ bildet. Es geht somit nicht zwangsläufig um einen empirisch ausweisbaren Umfang, denn ein solcher kann faktisch nie *alle* Subjekte umfassen. Dementsprechend unterscheidet Husserl zwei mögliche Beziehungen von Objektivität hinsichtlich eines Subjektzusammenhangs: Sie bezieht sich auf die “im ideellen Universum” miteinander “in wirklichem *oder* ideal möglichem Einverständnis” (Husserl, 1973b, S. 106; Herv. I.M.W.) stehenden Subjekte. Die reale, notwendig begrenzte intersubjektive Gemeinschaft wird also unterschieden von einer idealen, unbegrenzt-offenen Intersubjektivität als konstitutives Feld der Objektivität.⁷ Und gerade die letztere, ideale Intersubjektivität des unbegrenzten ‘jedermann’ ist es, die Husserl u.a. als “vorprädikativen puren Erfahrungssinn *jedweder* objektiven Erfahrung” versteht (Husserl, 1973b, S. 289; Herv. I.M.W.). Dieser Bezug ist nun als idealer nichts anderes als ein Anspruch. Sätze bzw. Aussagen, wonach etwas einen objektiven Charakter hat, “*sofern* ich dabei denke, das ist eine wahre Aussage, die *jedermann* anerkennen muss” (Husserl, 1973b, S. 107; Herv. I.M.W.), werden vor diesem Hintergrund verständlich und es ist damit zunächst ganz gleich, wie viele Menschen mit mir faktisch in der getanen Aussage übereinstimmen. Obgleich sich der universale Charakter der Objektivität als Gültigkeit für jedermann immer in konkreten Subjektverbänden und intersubjektiven Gemeinschaften bewähren, oder eben aufgegeben werden muss, liegt er doch jeder objektiven Erfahrung formal zugrunde. Ein Beispiel möge dies verdeutlichen: Wenn ich die Vorstellung habe, dass sich die Erde um die Sonne dreht, und dass dies einer objektiven und überprüfbareren Tatsache entspricht – “es ist einfach so” – dann meine ich damit, dass *jedermann* dies nachprüfen und nachvollziehen könnte, sofern er über die kognitiven und wissenschaftlichen Mittel verfügte, auch wenn es faktisch Menschen gibt, die bspw. aus kulturellen Gründen eine ganz andere Ansicht vertreten.

Über alle Stufen der Objektivität hinweg lässt sich von einem phänomenologischen Standpunkt aus sagen: a) «Alle Objektivität ist Objektivität für Subjekte» (Husserl, 1973b, S. 81), also nicht loszulösen von ihrer Verbindung zu einer Ebene der Subjektivität als sinngebender. b) Diese Ebene der Subjektivität ist keine einzellichliche, sondern notwendigerweise eine intersubjektive. «Jedenfalls fordert die Ausweisung jedweder aufgefassten Objektivität eine Beziehung auf

⁶ Husserl, 1973b, S. 289: “Jedes Objekt ist gemeint als dasselbe, das jedermann, und in welchen Erscheinungen dann immer, erfahren kann und das in möglicher Wechselverständigung oder auch nur in möglichem Einverstehen in den Anderen auch erkennbar ist als dasselbe, das der eine und der andere und der Möglichkeit nach jedermann erkennen könnte.”

⁷ Husserl, 1973b, S. 111: “1) Objektivität als Intersubjektivität, auffassungsmässig bezogen auf ein ‘Universum’ von Subjekten, wobei aber das Universum ein beschränktes sein kann, z.B. normale Subjektgemeinschaft; 2) die ‘strenge’ Objektivität, bezogen auf das wirkliche unbeschränkte ‘Universum’, die Allheit aller mit dem Erkennenden in Konnex stehenden Erkenntnissubjekte überhaupt.”

die Auffassung einer Mehrheit sich verständigender Subjekte.» (Husserl, 1973b, S. 81)⁸ Und c) „als intersubjektive ist sie [die Objektivität] Identisches, das in der wechselbezogenen Einfühlung Identifiziertes [...] oder Identifizierbares ist.“ (Husserl, 1973b, S. 79) Darüber hinaus ist noch d) das identisch Gemeinte dem Anspruch nach Gemeintes als von jedermann gemeint und auf jedermann bezogen (Vgl. Husserl, 1973b, S. 107). Wir können Objektivität in diesem Sinne also verstehen als ein Identisches, das sich in einer intersubjektiven Struktur der Wechselverständigung identifizieren und ausweisen lässt und dem Anspruch nach Gültigkeit für jedermann erhebt.⁹ Und doch konstituiert sich Objektivität immer in konkreten intersubjektiven Gefügen. Es haftet ihr eine Spannung zwischen dem universalen Anspruch der Gültigkeit für jedermann und ihrem Erwachsen aus und Sich-Bewähren in konkreten Erfahrungszusammenhängen an.

2.1 Das Verweisen der Objektivität auf die Normalität

Gehen wir der Objektivität hinsichtlich ihres Erwachens aus konkreten, subjektiven Erfahrungszusammenhängen nach, so kommen wir, innerhalb der sinngebenden Schichten konstitutiv 'rückwärts' gehend, auf das Feld der ausschließlich eigenen Erfahrung. Denn die intersubjektive Struktur kann nur dadurch gewährleistet sein, dass mir als Subjekt andere Subjekte zugänglich sind und zwar zugänglich in meiner eigenen Erfahrung. Damit gründet die Sphäre der Intersubjektivität in den Akten der mir eigenen Erfahrung.¹⁰ Das subjektive Fungieren des eigenen Leibes als Organ – noch nicht selbst als objektiv verstehbarer Leib aufgefasst – ist Voraussetzung für ein Erfahren des Anderen als Anderen und diese Erfahrungsebene wiederum ist Voraussetzung der objektiven Erfahrung. Die subjektiv-leibliche Schicht ist damit Grundlage jeder objektiven Erfahrung, oder um es auf allgemeiner Ebene mit Husserl

⁸ Husserl erwägt zwar u.a. in den *Ideen II* die Konstitution von Objektivität innerhalb der solipsistischen Sphäre, verwirft jedoch seine dahingehenden Überlegungen, da es sich bei ihnen um eine reine Abstraktion handele, innerhalb derer der *solus ipse* selbst intersubjektiv konstituiert sei und nur daher auch Objektivität konstituieren könne. Vgl. Husserl, 1973b, S. 77-84, besonders S. 81, oder auch Husserl, 1973b, S. 110.

⁹ Vgl. auch Husserl, 2008, S. 33 und Husserl, 1973b, S. 92. Hinsichtlich der Identität, von der an dieser Stelle die Rede ist, ist, genau wie schon hinsichtlich des 'jedermann', zwischen dem Anspruch auf exakte Identität, d.h., dass wir eine Gegenständlichkeit, auch wenn sie sich mit der Zeit verändert, immer noch als ganz genau die gleiche verstehen, und der faktischen Variation, innerhalb derer jede Gegenständlichkeit steht, zu unterscheiden.

¹⁰ Vgl. hierzu u.a. Römpp, 1992, S. 156; S. 170 sowie Husserl, 2008, S. 626f: "jeder Mensch [hat] als objektiv in der raumzeitlichen Welt seiender die objektive ichliche Eigenschaft [...], dass er in der Welt ist als Welterfahrendes und dass er als das von der Welt einen primordialen Aspekt und an diesem einen auf andere Menschen bezogenen Erfahrungshorizont hat, und ganz besonders, dass jeder von seinem Leib eine primordiale Erfahrung hat, fundierend für alle objektiven Erfahrungen, die er machen kann, <und> dass er allein dabei von der Leiblichkeit als sinnlich fungierender originale Anschauung hat, weil dieses subjektive Fungieren und mit ihm der ursprünglichste Sinn von "Leib", "Organ", "sinnlich Wahrnehmen" usw. Voraussetzung ist für ein Erfahren von Anderen und dieses wieder Voraussetzung für objektive Erfahrung mit dem Sinn der Objektivität, d.i. Erfahrung zu sein, die im Konnex mit Anderen zu vergemeinschafteter und in der Vergemeinschaftung sich zu bewährender (bzw. sich korrigierender) werden kann."

zu formulieren: “das ‘rein’ subjektive Sein <ist> der Seinsgrund für objektives Sein.” (Husserl, 2008, S. 627)

Die Verbindung, die sich ausgehend von diesem Gedankengang zwischen einer Thematisierung von Objektivität und Normalität ergibt, liegt auf der Hand: Verorten wir die genetisch-konstitutive ‘Geburt’ der Objektivität in der Schicht leiblicher Erfahrung, so befinden wir uns inmitten desjenigen Gebietes, das in Husserls Manuskripten durchzogen ist von Analysen und Beschreibungen der Normalität und Anomalität. Folgt man dabei Husserls oft labyrinthisch anmutenden phänomenologischen Gedankengängen, so lässt sich leibliche Erfahrung gar nicht denken, ohne dabei auf das thematische Feld der Normalität zu stoßen. Es ist somit auch keineswegs verwunderlich, dass sich die Phänomene von Normalität und Anomalität immer wieder in seine Beschreibungen und Untersuchungen der leiblichen Wahrnehmung mischen, und andersherum seine Thematisierungen der Normalität nur in seltenen Fällen ohne eine Verbindung zur Leiblichkeit auskommen.¹¹ Vor diesem Hintergrund drängt sich ein Fragen nach dem gemeinsamen konstitutiven oder strukturellen Gefüge von Objektivität und Normalität und vor allem nach dem Verhältnis dieser beiden Sinnstrukturen zueinander auf.

3. Zum Verhältnis von Objektivität und Normalität

Husserl thematisiert Normalität in seinen zahlreichen Manuskripten, besonders um die Jahre 1918 und 1921b herum, in erster Linie als sinnliche Normalität. Sie lässt sich grob als ein Konstitutionsprozess verstehen, der innerhalb der Konstitution von Wahrnehmungsgegenständen bezogen ist auf das Fungieren der Leiblichkeit in Form von einstimmigen Erfahrungsverläufen, die ausgerichtet sind auf ein Optimum. Ich möchte hier jedoch nicht weiter ausführen, wie sich der Prozess der normalen Wahrnehmung im Einzelnen darstellt, sondern die Normalität der sinnlichen Ebene insofern beleuchten, als sie im Zusammenhang zur Objektivität steht. Hier deuten sich in Husserls Manuskripten vor allem zwei Zusammenhänge an, die zunächst einander entgegengesetzt erscheinen. Beide sollen im Folgenden vorgestellt werden, um dann in einem weiteren Schritt zu zeigen, inwiefern beide zusammengedacht werden können.

3.1 Normale Erfahrung gewährleistet Objektivität

Zunächst ist Normalität als eine in der Leiblichkeit situierte mit Husserl “eine zur Konstitution gehörige Form” (Husserl, 1973b, S. 68), d.h. aus dem

¹¹ Die Thematik der Normalität verschiebt sich in den späten Manuskripten der 30er Jahre mehr auf eine intersubjektive Ebene und die generativen Phänomene von Heimwelt und Fremdwelt treten in den Vordergrund seiner Untersuchungen. Damit einhergehend verblasst die Thematik der Leiblichkeit. Doch verschiebt sich meines Erachtens lediglich der Fokus der Analysen, die Normalität auf der Ebene der Leiblichkeit wird jedoch keineswegs abgelöst von einer Normalität intersubjektiv-generativer Art.

Konstitutionsprozess der Gegenständlichkeiten – sowohl dinglicher als auch objektiver – gleichsam nicht wegzudenken, da die Leiblichkeit in einer phänomenologischen Perspektive Zentrum aller konstitutiven Prozesse ist. Die sinnendinglichen Systeme, “in denen sich das Ding konstituierte als das Ding schlechthin”, d.h. als das objektive Ding, sind immer bezogen auf den Leib als fungierendes Organ oder, wie Husserl es auch nennt, auf den “Normaltypus Leib” (Husserl, D 13 I, 183a).¹² Indem die Konstitution der objektiven Geltung notwendig auf leibliche Erfahrung des Einzelnen als auf ihre Grundlage bezogen ist, jene hingegen die Sphäre der Normalitäten und Anomalien ist, d.h. als leibliche Erfahrung immer schon Erfahrung einer typischen Normalität (oder Anomalität) ist, stellt sich das Feld der sinnlich-leiblichen Normalität als Grundlage der Konstitution von Objektivität heraus. Sinnlich-leibliche Normalität gewährleistet jegliche höherstufige Konstitutionsleistung und damit auch jegliche Objektivität. Sie ist damit im Aufbau der konstitutiven Schichten im Gegensatz zur Objektivität sehr niedrigstufig anzusetzen und geht dieser konstitutiv gesehen voran.

Das Objektive ist damit dasjenige, welches aus der Sphäre der normalen leiblichen Erfahrung erwächst (innerhalb derer selbstverständlich auch Anomalien und anomale Erfahrungen ihren Platz haben) und darin gerade alle Unterschiede von Normalität und Anomalität überwindet (Vgl. Husserl, 1952, S. 383). Denn “[w]as ist [...] ‘normale Erfahrung’ anderes als die rechtmässige, die einstimmig in den Zusammenhang sich einfügende, die Identität der erfahrenen Dinglichkeit durchhaltende Erfahrung?” (Husserl, 1973a, S. 364), also Erfahrung, in der sich die Objektivität eines Dinges gibt. Die normale Erfahrung gewährleistet damit die Objektivität des Dinges, des Wahrgenommenen, oder anders formuliert: Objektivität ist nur denkbar in ihrer Bezogenheit auf normale Leiblichkeit und normale Erfahrung.

Nehmen wir das Beispiel der menschlichen Sprache. Ich denke, jedermann stimmt darin überein, dass die sprachliche Ausdrucksfähigkeit dem Menschen eigentümlich ist und, dass sie zu seinem Wesen gehört. Wir könnten auch sagen, dass es sich hierbei um eine objektive Tatsache handelt. Doch ist für das Zustandekommen einer derartigen gemeinschaftlich geteilten (Er)Kenntnis eine ganz bestimmte Leiblichkeit als die normale vorausgesetzt. Anders formuliert: normalerweise können Menschen sprechen und tun dies auch regelmäßig; das ist ganz normal, auch wenn es einige wenige Ausnahmen gibt, die nicht sprechen können – Menschen, die anders sind. Ein weiteres Beispiel ist die Unterscheidung von rot und grün aufgrund der normalen Farbensichtigkeit.

¹² Ich danke an dieser Stelle dem Direktor des Husserl-Archivs in Leuven Prof. Dr. Ullrich Melle für die Erlaubnis, aus unveröffentlichten Archivmaterialien zitieren zu dürfen.

3.2 Normalität: eine Bestimmung auf der Grundlage objektiver Einstimmigkeit

Doch stellt sich die Frage: “Und wie kann das intersubjektive Ding zustande kommen, das zugleich alle Anomalitäten im einzelnen Ich ausgleicht?” (Husserl, D 13 I, 171b) D.h., welche Sinneskonstitution führt zur Objektivität in Anbetracht der fließenden Mannigfaltigkeit unserer normalen und anomalen Erscheinungen? Husserl verweist angesichts dieser Frage immer wieder auf die Einstimmigkeit – eines der Hauptkriterien für Normalität –, ohne jedoch gleichzeitig auch von Normalität zu sprechen und es scheint mir für ein Verständnis des Zusammenhanges von Normalität und Objektivität durchaus lohnend, sein Nicht-Thematisieren von Normalität in diesem Zusammenhang ernst zu nehmen. Ich möchte daher eine weitere Verbindung von Objektivität und Normalität skizzieren, die der soeben (3.1) vorgeschlagenen Idee der Gewährleistung der Objektivität durch normale Leiblichkeit und Erfahrung direkt entgegensteht. Dieser Verbindung möchte ich nachgehen, auch wenn sie sich lediglich an einigen Bemerkungen Husserls entzündet und gerade nicht einen Hauptweg seiner Normalitätsüberlegungen darstellt.

Husserl spricht in Bezug auf die intersubjektive Wirklichkeit in einem Manuskript zur Raumkonstitution von 1918 von einem “System einstimmiger Erfahrung” (Husserl, 2008, S. 637). Objektivität ließe sich damit verstehen als Einheit einer intersubjektiven Einstimmigkeit, ohne damit direkt auch schon an Normalität zu denken. Dies ist insofern naheliegend, als wir die Struktur der Ausweisung von Objektivität oben als eine in intersubjektiver Wechselverständigung verlaufende bezeichnet haben. Liefere diese Wechselverständigung ohne jegliche Einstimmigkeit der Erfahrung ab, so ließe sich in ihr kaum etwas ausweisen. Wir könnten beispielsweise einen Gegenstand nicht als objektiv verstehen, wenn wir nicht davon ausgingen, dass ihn idealerweise jeder einzelne von uns als solchen überprüfen und ausweisen könnte und zwar in seiner eigenen Erfahrung, die ebenfalls einstimmig verlaufen muss. Denn nur solange ich selbst als Mitglied einer Gemeinschaft in Einstimmigkeit wahrnehme, und mich als Mitglied dieser Gemeinschaft weiß, gilt mir das Wahrgenommene als “in Wahrheit Seiendes als für jedermann mit identischem Inhalt Wahrnehmbares und Wahres” (Husserl, 2008, S. 657), d.h. als objektiv.

Warum vermeidet Husserl bei der Charakterisierung der Objektivität als einstimmiger Erfahrung den direkten Bezug auf die Normalität bzw. die normale Erfahrung? Warum spricht er bezüglich des objektiven Seins lediglich von Einstimmigkeit, nicht jedoch von Normalität, obwohl er doch, wie oben dargelegt, Objektivität bezogen sieht auf Normalität und diese u.a. durch Einstimmigkeit der Erfahrungsverläufe charakterisiert wird? Wieso also der direkte Bezug auf Einstimmigkeit und das konsequente Vermeiden einer Thematisierung von Normalität?

Folgen wir seinen Überlegungen, so gelangen wir zu einem sich in einer gewissen Vagheit abhebenden Gedankengang: Das sich in den einstimmigen Erfahrungssystemen der Mitglieder einer Gemeinschaft Konstituierende gilt solange als objektiv, wie "sich im Wechselverkehr der Austausch der Erfahrungen oder das erfahrende gemeinschaftlich auf dieselben Dinge Bezogensein glatt vollzieht, in ungebrochenem Zusammenstimmen" (Husserl, 2008, S. 657). Solange demnach gemeinschaftliche, erfahrene Einstimmigkeit bezüglich eines Dinges bzw. eines Wahrnehmbaren herrscht, solange gilt das als solche Gemeinte objektiv. Und "[e]rst wenn die intersubjektive Zusammenstimmung gestört ist, wird es anders" (Husserl, 2008, S. 657): Wenn Unstimmigkeiten auftreten und die 'harmonische' Konstitution von Objektivität stören, werden sie entweder auf eine höhere Ebene der Einstimmigkeit gehoben oder die Störungen, als Anomalie aus der Einstimmigkeit verwiesen. Erst mit dieser zweiten Möglichkeit "erwächst das bestimmte Bewusstsein von Anomalität und Normalität" (Husserl, 2008, S. 657). Die erste, ungebrochene Einstimmigkeit führt demnach zu einem Selbstverständnis von objektiver Habe, ohne zugleich ein Bewusstsein von Normalität und Anomalität zu implizieren. Erst der Einbruch von Unstimmigkeiten führt zu einem Verständnis von Normalität und Anomalität. Erst das 'Auftauchen' (Bemerkung) eines farbenblinden Menschen kann zu dem Bewusstsein führen, dass der Mensch als farbensehtiger nicht einfach nur eine Tatsache ist, sondern dass er als solcher mit einer entsprechenden Leiblichkeit der Normalfall ist.

Die zur Objektivität führende intersubjektive Einstimmigkeit der Erfahrungen ist also keineswegs identisch mit der Normalität der Erfahrungen, denn "normal" heißt das erst durch Kontrast mit Anomalitäten, die von diesem ersten, notwendig zuerst konstituierten System der Einstimmigkeit abweichen." (Husserl, D 13 I, 232a) Normalität ist demnach eine sich gegenüber der Einstimmigkeit bzw. den Einstimmigkeitssystemen anhand des Einbruchs der Unstimmigkeit nachträglich etablierende Größe. Normalität ist damit nicht das Ergebnis eines spontanen ichlichen Aktes, sondern, aufgrund des Einbruchs der Unstimmigkeit, das Gewahrwerden dessen, was unhinterfragt galt. Normalität bezieht sich rückwirkend auf das zuvor vollkommen Unthematische, das schlichtweg Selbstverständliche, ohne als solches überhaupt gesehen zu sein.¹³

Das sich jeweils passiv konstituierende System der Einstimmigkeit, in dem sich die jeweilige Stufe der Objektivität gibt, wird vom Standpunkt der Objektivitätshabe aus zum normalen System, sobald Unstimmigkeiten auftreten,

¹³ Vgl. Breyer, 2010, S. 115: "Von der Prozessualität der Erfahrung her gedacht, kann der Primat des Normalen erst nachträglich anhand des Einbruchs des Anormalen etabliert werden, denn der Normalitäts-Anomalitäts-Komplex ist nicht das Ergebnis der spontanen, aktiv-ichlichen Stellungnahme, sondern eine Einsicht in dasjenige, was vor dem passiv erfahrenen Einbruch des Anormalen als fungierende Normalität unhinterfragt und unthematisch im Gange war."

die sich selbst angesichts der objektiven Habe der einstimmigen Identität wiederum als anomale abheben. Oder anders formuliert: Es ist die Objektivität, die ihren Modus ändert und durch den Einbruch der Unstimmigkeit zur Normalität wird und darüber hinaus zugleich eine höhere Stufe der Einstimmigkeit gewinnt, welche die soeben gewahr gewordene Normalität und Anomalität umgreift.

3.3 Normalität und Objektivität: ein doppeltes Aufeinander-Bezogensein

Die Beziehung von Objektivität und Normalität stellt sich demnach auf doppelte Weise dar. Einerseits ist Objektivität gewährleistet durch Normalität, genauer, durch die normale Erfahrung und ist somit innerhalb der konstitutiven Schichten eine 'höher' liegende Leistung; andererseits braucht gerade die Normalität die Objektivität, um als solche überhaupt erst konstituiert werden zu können. Es handelt sich hier jedoch keineswegs um ein Entweder-Oder, sondern um eine Frage der Betrachtungsperspektive. Beide Sichtweisen sind nebeneinander berechtigt und Husserl integriert sie in folgendem Gedanken:

“Ist sie es nicht [die methodische Bestimmung des Dinges als objektives Ding], die es allererst macht, dass wir *nachher* sagen: Das in gleicher Weise methodisch Bestimmte ist ein Gleiches, und haben wir Wahrnehmungen, die es nicht als dasselbe erscheinen lassen, so sind das anomale Wahrnehmungsunterschiede, Unterschiede zwischen bloß subjektiver Erscheinung und wirklich identischem Sein.” (Husserl, D 13 I, 172a; Herv. I.M.W.)

Auch wenn sich dieses Zitat auf die Konstitution einer reinen Wahrnehmungsgegenständlichkeit als identischer Körperlichkeit bezieht, also in einem anderen Kontext steht, als er hier aufgemacht worden ist, so scheint mir die hierin ausgedrückte husserlsche Idee der rückwirkenden Bestimmung von Normalität das paradoxe Gegenüberstehen der beiden dargestellten Beziehungen von Objektivität und Normalität aufzulösen: In der Konstitution der Objektivität spielt all das eine große Rolle, was wir, wenn wir erst die Objektivität als objektiv-identische Idee gewonnen haben, hinterher als Gleichheit, Normalität und Anomalität bezeichnen. Normalität ist, so verstanden, aufgrund der Objektivität überhaupt erst 'sichtbar' und erscheint dann als solche wiederum gerade, konstitutiv gesehen, als 'vor' der Objektivität, als deren konstitutive Bedingung; eine Bedingung, die erst sichtbar wird nach Erreichung des Bedingten. Das Normale und das Anomale werden erst als solche im Nachhinein bestimmbar, auch wenn sie gerade dann als gegenüber der Objektivität konstitutiv früher erscheinen. Dazu noch einmal Husserl: "Beziehung auf den Leib ist natürlich immer im Spiel bei der Erfahrung. Aber zunächst tritt nicht ins Bewusstsein, dass dieser Typus Leiblichkeit, der nachher normaler heißt, eine Rolle spielt" (Husserl, D 13 I, 183a).

4. Zur Rolle der Normativität

Es gilt nun noch einen Schritt weiter zu denken, um, ausgehend von dem bisherigen Gedankengang, den Bogen zur einleitenden Thematik normativer Strukturen zu schlagen. Dass normale Erfahrung im husserlschen Sinne ohne Bezug auf eine normative Funktion nicht zu verstehen ist, sei an dieser Stelle vorausgesetzt. Stattdessen möchte ich darlegen, inwiefern die Thematisierung der wechselseitigen Bezogenheit von Normalität und Objektivität hilft, Normen, wie sie eingangs skizziert wurden, als aus der Erfahrung erwachsene Normen zu verstehen. Dazu sei zunächst ein Blick auf die sich aus dem Bisherigen ergebende Struktur der Norm geworfen, denn ein Verständnis der Normalität als verbunden mit der Problematik der Objektivität, wirft ein neues Licht auf das Normative der normalen Erfahrung. Im Anschluss daran werde ich dann die Relevanz eines solchen Verständnisses für unsere Vorstellungen vom Menschen herausstellen.

4.1 Objektivität als Struktur von Normativität

Wenn, wie dargelegt (Kap. 3.2), dasjenige, was unthematisch selbstverständlich gilt, durch eine vollkommen unerwartete und vielleicht sogar unerwartbare Wahrnehmung 'gestört' wird oder gestört werden *kann*, – z.B. wenn ich einer Person begegne, die ich beim besten Willen nicht eindeutig als Mann oder Frau auffassen kann –, dann ist damit etwas über den Charakter dessen gesagt, welches der Störung unterliegt: das Objektivität konstituierende Einstimmigkeitssystem bzw. die objektive Gegenständlichkeit – in diesem Fall über die Gegenständlichkeiten 'Mann' beziehungsweise 'Frau'. Denn ein nach allen Seiten vollkommen offenes System kann keiner Störung unterliegen. Dass ein Einbruch von Unstimmigkeit bzw. Anomalität möglich ist, besagt zugleich, dass gewisse Grenzen abgesteckt sind – eben jene jeweils spezifischen Grenzen, die aus einem unendlichen und offenen Fluss von Wahrnehmungen eine feste Gegenstandshabe ermöglichen: die der deutlichen Unterscheidung von Mann und Frau. Diese Grenzen erwachsen gerade aus der Verdichtung bestimmter Erfahrungen in den einstimmigen Erfahrungsverläufen und durch sie.¹⁴ Mir sind bisher ausschließlich Menschen begegnet, die eindeutig entweder eine Frau oder ein Mann waren. Wenn wir also eine Unstimmigkeit erleben, so nur daher, weil die geltende selbstverständliche Einstimmigkeit in hohem Maße unsere Erwartungen prägt: einerseits können wir nur erwarten, was wir schon kennen, was uns vertraut ist (unser Erwartungshorizont) und andererseits ist unser Erwartungshorizont, geprägt durch die Hauptlinien der Motivation innerhalb der Einstimmigkeit, kleiner als unser Bekanntheitshorizont. Ich bin, um ein anderes Beispiel zu nennen, vielleicht

¹⁴ An dieser Stelle sei auf die Konstitution der Typen verwiesen, die in der husserlschen Phänomenologie eine bedeutende Rolle spielen. Siehe hierzu v.a. Lohmar, 2008.

schon einmal einem Menschen mit nur drei Fingern an jeder Hand begegnet, *erwarte* einen solchen Menschen jedoch in der Regel nicht.

Der selbstverständlichen Einstimmigkeit kommt damit eine normierende Funktion zu, denn sie motiviert die geltende Gegenständlichkeit, die nicht ohne weiteres aufgegeben wird, wenn Unstimmigkeiten auftreten.¹⁵ Erst weitere Motivationen können die Unstimmigkeiten in die Einstimmigkeit integrieren: entweder als Normalität oder als Anomalie. Die bisher geltende Einstimmigkeit bildet in diesem Prozess jedoch die Grundlage. Die bisherige Gegenständlichkeit bzw. das bisherige Verständnis der Gegenständlichkeit, die als intersubjektiv einstimmige galt, d.h. die objektive Gegenständlichkeit, fungiert richtungsweisend, d.h. als Norm. So beispielsweise im Falle der Dualität von Mann und Frau. Ich bin bisher nur Menschen begegnet, die eindeutig entweder Mann oder Frau waren und mit dieser Erfahrung bin ich nicht alleine. Diese Wahrnehmungsgeschichte prägt meine Erwartungen und wirkt normierend, d.h., meine bisherigen Erfahrungen drängen mich, auch zunächst unstimmige Erfahrungen, bspw. eine sichtbar intersexuelle Person zu integrieren: "eigentlich ein Mann/eine Frau, aber ...".

Die dem Feld der Normalität innewohnende Normativität stellt sich mit der Thematisierung des Zusammenhangs von Normalität und Objektivität demnach strukturell als objektive Habe heraus. Die objektive Gegenständlichkeit selbst fungiert als Norm, nämlich als Norm, anhand derer sich die einzelnen Wahrnehmungen als normal, und damit die Objektivität konstituierend, oder als anomal erweisen können und sich somit Normalität und Anomalität, wie gesagt, überhaupt erst konstituieren können. Hätte ich noch kein dual-geschlechtliches Verständnis vom Menschen, so würde eine sichtlich geschlechtlich uneindeutige Person gar nicht erst auffallen und in den Bereich wahrgenommener Anomalität fallen. Die Objektivität fungiert als Leitfaden, als Orthosystem für alle subjektiven Erscheinungen und Erfahrungen, welche erst durch diese Normfunktion nachkommend zu normalen und anomalen gemacht werden. Normalität ist diesem Verständnis zufolge nicht selbst eine normative Struktur, sondern taucht nur in ihrer Bezogenheit auf eine objektiv-ideale Allgemeingegenständlichkeit in einem normativen Kontext auf. Die Norm ist demnach strukturell identisch mit Objektivität (siehe Kap. 2), oder anders gesagt, die Objektivität wird damit als Norm enttarnt.

4.2 Die normative Wirkung objektiver Vorstellungen

Indem wir die erfahrungsleitende Norm als solche eines objektiven Charakters verstehen, wird die Erfahrung des Einzelnen nicht nur für objektive Erkenntnisse relevant, sondern auch für Normen. Denn es wird verständlich, inwiefern Objektivitäten aus ihrer inneren Verbindung zur Normalität/Anomalität heraus in sich

¹⁵ Vgl. insbesondere Wehrle, 2010 und Steinbock, 2003.

normativ wirksam sein können. Das bedeutet auch, dass es sich dabei keineswegs um konventionell verabredete Normen handelt, sondern gerade um den sedimentierten Gang intersubjektiver Erfahrungen. Indem man den Zusammenhang von Normalität und Objektivität thematisiert, eröffnet man die Möglichkeit, Normativität als notwendige Funktion, die die Abgrenzung Normalität-Objektivität ermöglicht, zu verstehen und macht damit die Bedeutung erfahrungsbasierter Normen für die menschliche Wahrnehmung, das Denken und Handeln, auf allen Ebenen der Intersubjektivität, sichtbar.

So leitet bspw. die aus der Erfahrung erwachsene objektive Gegenständlichkeit 'Mensch' – unser Menschenbild – als Norm alle meine einzelnen subjektiven Erscheinungen und Erscheinungstypen, die damit als normal bzw. anomal verstanden werden. Die Objektivität des Menschen, d.h., wie wir intersubjektiv einstimmig den Menschen verstehen (und sei es z.B. nur visuell), fungiert, indem sie objektiv ist, nach Husserl, zugleich als Norm für alle weiteren Erfahrungen, die sich auf dieser Grundlage in normale und anomale scheiden lassen. Ich denke, auf der visuellen Ebene ist uns diese normalitätsstiftende Funktion unserer Idee, die wir vom Menschen haben, die Orthoästhesie 'Mensch', durchaus vertraut. Jedem von uns fällt ein Mensch mit einem 'entstellten' Gesicht oder einem verkürzten Arm, mit nur drei Fingern oder auch einem Down-Syndrom, in der Straßenbahn in der Regel sofort ins Auge. Wir nehmen das Nicht-Normale sofort wahr, weil wir den Menschen als intersubjektive Objektivität schon längst in unserem habituellen Besitz haben und zwar als das sich ständig intersubjektiv Durchhaltende. Doch auch aus der genannten institutionellen Normierung, die auf wissenschaftlichen und damit objektiven Erkenntnissen gründet, ist uns dieses Phänomen bestens vertraut, denn wissenschaftliche Erkenntnisse haben, dem dargelegten Gedankengang folgend, schon qua ihres objektiven Status normierende Funktion. Die natürliche binäre Geschlechtlichkeit des Menschen bspw. hat sich durch wiederholte Erfahrung, und darauf aufbauend durch Tradierung jener Erfahrung in Wissensbeständen, so tief in unserem Erfahrungshintergrund und unserem Begriff des Menschen sedimentiert, dass sie zum scheinbar unumstößlichen Kern unseres Mensch-Verständnisses gehört.

Der Mensch als objektive Einheit ist eine ideale Allgemeingegenständlichkeit, die zwar innerhalb ihrer Grenzen alle einzelnen konkreten Menschen umschließt, diese jedoch gleichzeitig alle mehr oder weniger von ihr abweichen und sich so Bereiche der Normalität und Anomalitäten ausscheiden.¹⁶ Oder, um es mit den

¹⁶Nehmen wir von unserer eigenen kulturellen Tradition ein wenig Abstand und verstehen den Menschen in seinen uns vertrauten Grenzen als kulturelle Gegenständlichkeit. Relativieren wir zudem den Anspruch auf universale Gültigkeit und lassen zu, dass andere Kulturen die Grenzen der Gegenständlichkeit 'Mensch' ganz anders setzen, so können wir auch *den Menschen* als Normalität verstehen, als normales Selbstverständnis einer bestimmten Kultur. Doch innerhalb unserer Kultur, diese als Boden unserer Untersuchungen nehmend, ist der Mensch gerade keine Normalität, sondern eine universal gültige Objektivität und ideale Norm.

Worten Judith Butlers zu sagen: “Die *Normen*, die eine idealisierte menschliche Anatomie regieren, produzieren einen selektiven Sinn dafür, wer menschlich ist und wer nicht, welches Leben lebenswert ist und welches nicht.”¹⁷ Ein Phänomen, das sich auch in vielen Formen des Rassismus und der systematischen Diskriminierung von bestimmten Menschengruppen (weibliche, jüdische, muslimische, homosexuelle, behinderte, ... Menschen) wieder findet – Phänomene, mit denen wir bestens vertraut sind. Das bedeutet keineswegs, dass wir im gleichen Zuge behaupten könnten, das Anomale falle aus der intendierten Objektivität heraus, denn die Objektivität umfasst jedes von einer Gegenständlichkeit Erfahrene. Das Anomale als Anomales grenzt sich lediglich von dem Normalen ab und wird z.B. in der ICD-10 erfasst und geordnet. Das Normale hingegen umfasst diejenigen Erscheinungen und Erfahrungen, die konstitutiv sind für das jeweilige Verständnis der objektiven Gegenständlichkeit. Der normale Mensch als derjenige, der maßgeblich zur Konstitution der objektiv-idealen Einheit ‘Mensch’ beiträgt, bildet den zentralen Bereich der Normalität. Einerseits aktiv, als all diejenigen, die bei der Verständigung über ein Verständnis des Menschen mitzureden haben und andererseits passiv, als all diejenigen, die in unserer gemeinschaftlichen Erfahrung in einer Einstimmigkeit stehen, und gerade in dieser Einstimmigkeit auf die objektiv-ideale Einheit zielen. Die Objektivität und ihre konstitutiven Erfahrungsvollzüge sind schon vorausgesetzt, um sich in normal oder anomal zu scheiden.

“Die Welt muss für mich schon sein, sie muss schon den Seinssinn Welt haben [und damit muss ich als Gegenstück auch den Seinssinn Mensch haben], damit die in meinen Erfahrungshorizont tretenden oder vorweg auftretenden Tiere oder gar Wahnsinnigen als Subjekte verstanden werden können, welche die Welt in anormaler Weise erfahren” (Husserl, 1973c, S. 166).

Die Normativität objektiver Vorstellungen, und seien es solche hinsichtlich des Menschen, sind zwar aus ihrer konstitutiven Genesis heraus zunächst keineswegs normativ statisch, sondern prinzipiell immer offen gegenüber neuer, anderer Erfahrung, doch verdichten sich diese Vorstellungen durch wiederholten Gebrauch zu festgesetzten, scheinbar unumstößlichen Tatsachen. Vor allem Tradierung und Sedimentierung sind hier als Stichworte zu nennen.

5. Ausblick – zur Selbstobjektivierung ‘Mensch’

Der Tatsachencharakter, welcher der Objektivität mit zunehmender Sedimentierung und Tradierung zukommen kann, lässt sich jedoch leicht in sein Gegenteil verkehren, denn auch “das Exakte ist nur denkbar als konstituiert im Fließenden”

¹⁷ Butler, 2009, S. 14.

(Husserl, D 13 I, 214a) und der "Verweis auf die beruhigende Normalität von gestern unterliegt einer optischen Täuschung", wie Bernhard Waldenfels feststellt, denn "[b]ei Bewährtem übersieht man leicht seine Gewordenheit, und so neigt man dazu, offene Ränder und Brüche wegzuretuschieren."¹⁸ Objektivitäten werden sehr leicht nicht als aus der Erfahrung heraus konstituierte Ordnungsvorschläge begriffen, die immer wieder an der eigenen Erfahrung geprüft aktualisiert, verändert oder umgewertet werden können, sondern als vollkommen unabhängige und unveränderbare Objektivitäten, eben als Tatsachen, denen gegenüber sich das eigene Erleben fügt.

Wenn sich aber die eigene Erfahrung gegenüber den Objektivierungen beugt und nicht diese gegenüber jener, dann ist die Objektivität in ihrer Geltung abgeschnitten von dem sie erst Konstituierenden, nämlich gerade der Erfahrung. Wenn wir die Objektivität 'Mensch' als eine solche 'emanzipierte' Objektivität sehen wollten, so könnten wir radikalisiert davon sprechen, dass wir, indem wir ihre Subjektivitätsbezogenheit vergessen, im Begriff sind, uns unsere eigene Freiheit zu nehmen, uns eben als diejenigen zu vergessen, die wir aus einer transzendental-phänomenologischen Sicht immer auch sind: Welt und Selbst – und damit auch uns selbst als Mensch – konstituierende und verändernde Subjektivitäten, denn "[d]ie Frage, was bin ich, was ist der Mensch, die Menschheit, beantwortet die Transzendentalphilosophie durch ihre tiefste Auslegung der Subjektivität als sich selbst und Welt konstituierender." (Husserl, 1973c, S. 153) Kranke, 'Anomale', Menschen mit Behinderung etc. sind dieses nicht von Natur aus, sozusagen unhinterfragbar, sondern aus bestimmten, immer kulturell geprägten, Erfahrungs- und Vorstellungszusammenhängen heraus.

Nun muss man jedoch keineswegs so weit gehen, die potentielle Emanzipation der Objektivität von der Erfahrung im Falle unseres Menschenbildes (z.B. als männlich-weiblich) auch tatsächlich realisiert zu sehen. Denn dies hieße wahrscheinlich, die Geschichtlichkeit der eigenen gesellschaftlichen Ordnungen zu unterschätzen. Dennoch wirft es ein erhellendes Licht auf das Verständnis unserer selbst als Menschen, wenn wir uns die Gewordenheit unserer Vorstellungen von uns selbst vor Augen führen und damit verbunden eben auch die Gewordenheit der Normen, mit denen wir, wie eingangs erwähnt, im täglichen Leben zu tun haben.

Der Mensch als konstituierte Gegenständlichkeit ist eine fragile 'Figur', die in und durch unsere je eigene und gemeinschaftliche Erfahrung lebt und Gültigkeit hat. Als solche wirkt sie zurück auf unser Erfahren und in weiterer Konsequenz auf unsere uns als normale Gemeinschaft erhaltenden Handlungen, und seien diese auch nicht nur solche bestimmter pädagogischer Zielsetzungen, sondern

¹⁸ Waldenfels, 1998, S. 220.

auch solche der politischen Entscheidungen oder ärztlichen Behandlungen in jedwedem Ausmaße. Der Mensch bleibt Mensch nur durch sich selbst. Denn mit der Geltung der Objektivität des Menschen ist innerlich verwoben eine Geltung des Menschen als Subjektivität, denn Objektivität ist ohne die Ebene der Subjektivität nicht denkbar.

Zusammenfassung

Der Mensch als konstituierte Gegenständlichkeit ist eine fragile 'Figur', die in und durch unsere je eigene und gemeinschaftliche Erfahrung lebt und Gültigkeit hat. Als solche wirkt sie zurück auf unser Erfahren und in weiterer Konsequenz auf unsere uns als normale Gemeinschaft konstituierenden Handlungen. Doch unsere Vorstellungen vom Menschen verdichten sich zu von uns als konstituierendem Subjekt unabhängigen Objektivitäten, zu Tatsachen, denen gegenüber sich das eigene Erleben fügt. Als solche begegnen sie uns in Form normativer Vorstellungen vom Menschen. In meinem Beitrag gehe ich der Frage nach, welche Struktur der Norm innerhalb unserer Erfahrung zugrunde liegt, die dann sowohl auf niedrig- als auch auf höherstufigen Ebenen intersubjektiver Gemeinschaften wirksam ist. Eine Antwort darauf suche ich auf indirektem Wege, indem ich Husserls Normalitäts- mit seinem Objektivitätsverständnis verbinde. Die hier vertretene These besagt, dass sich Normativität als notwendige Funktion verstehen lässt, die eine Abgrenzung von Objektivität und Normalität ermöglicht. Genauer gesprochen, dass sie eine Funktion ist, die der Objektivität in Abgrenzung zur Normalität zukommt. Als solche ist sie zum einen eine notwendige konstitutive Struktur, die aus erfahrungsgeleiteter, intersubjektiver Sinnleistung erwächst. Zum anderen ist sie in Form von intersubjektiv-objektiven Geltungen wirksam, die sich bis in staatliche Institutionen hinein verkörpern.

Schlüsselwörter: Husserl, Normalität/Normativität, Normalmensch, normative Menschvorstellung, Objektivität, Selbstobjektivierung 'Mensch'.

The Normalized Man. Reflexions on the Relationship between Normality and Objectivity from the Point of View of Husserlian Phenomenology

Summary

The human being as a constituted objectivity is a fragile 'figure' who lives in through their individual and shared experience. As a constituted objectivity, it influences our experiences, actions and the constitution of our community. Nevertheless, it appears to us, who actually constitute it, as a completely independent and immutable object, as a mere fact our experience has to comply with, and as a normative representation of the human being. This paper inquires – from a phenomenological point of view – about the structure that underlies the norm at work in our experience, as well as in the high- and low-level dimensions of the intersubjective community. Indirectly, such a structure can be identified through the connection between Husserl's understanding of normality and objectivity. My claim is that normativity can be understood as a necessary function and thus can be distinguished from objectivity and normality. Normativity appears, therefore, as a function of objectivity, which allows one to distinguish the latter from normality. As

such, normativity should not be confused with an active agreement or regulation, but rather identified as a necessary constitutive structure arising from experiential intersubjective sense-borrowing performance. At the same time, due to its connection to objectivity, normativity also appears to strongly influence the social production of validity, therefore being endorsed by institutions.

Keywords: Husserl, normality/normativity, the normal human, normative representation of human, objectivity, self-objectivation ‘human’.

Literatur

- Breyer, T. (2010). Unsichtbare Grenzen. Zur Phänomenologie der Normalität, Liminalität und Anomalität. In P. Merz, A. Staiti & F. Steffen (Hrsg.), *Geist – Person – Gemeinschaft. Freiburger Beiträge zur Aktualität Husserls* (109-127). Würzburg: Ergon Verlag.
- Butler, J. (2009). *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dilling, H., Mombour, W. & Schmidt, M.H. (1999). *Internationale Klassifikation psychischer Störungen. ICD-10 Kapitel V (F) - Klinisch-diagnostische Leitlinien* (3. Aufl.). Bern: Hans Huber.
- Husserl, E. (1952). *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Zweites Buch*. Hrsg. M. Biemel. Den Haag: Nijhoff.
- Husserl, E. (1973a). *Zur Phänomenologie der Intersubjektivität. Texte aus dem Nachlass, erster Teil: 1905-1920*. Hrsg. I. Kern. Den Haag: Nijhoff.
- Husserl, E. (1973b). *Zur Phänomenologie der Intersubjektivität. Texte aus dem Nachlass, zweiter Teil: 1921-1928*. Hrsg. I. Kern. Den Haag: Nijhoff.
- Husserl, E. (1973c). *Zur Phänomenologie der Intersubjektivität. Texte aus dem Nachlass, dritter Teil: 1929-1935*. Hrsg. I. Kern. Den Haag: Nijhoff.
- Husserl, E. (2008). *Die Lebenswelt. Auslegungen der vorgegebenen Welt und ihrer Konstitution. Texte aus dem Nachlass (1916-1937)*. Hrsg. R. Sowa. Dordrecht: Springer.
- Husserl, E. unveröffentlichte Manuskripte der Archiv-Signatur D 13 I.
- Klöppel, U. (2010). *XXoXY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität*. Bielefeld: transcript.
- Lohmar, D. (2008). *Phänomenologie der schwachen Phantasie. Untersuchungen der Psychologie, Cognitive Science, Neurologie und Phänomenologie zur Funktion der Phantasie in der Wahrnehmung*. Dordrecht: Kluwer.
- Römpp, G. (1992). *Husserls Phänomenologie der Intersubjektivität. Und ihre Bedeutung für eine Theorie intersubjektiver Objektivität und die Konzeption einer phänomenologischen Philosophie*. Dordrecht: Kluwer.
- Steinbock, A. (1995). Phenomenological concepts of normality and abnormality. *Man and World* 28, 241-260.
- Steinbock, A. (2003). *Grenzüberschreitungen. Generative Phänomenologie nach Husserl*. Übers. T. Stähler. Freiburg: Alber.
- Taipale, J. (2010). Normalität. In H.-H. Gander (Hrsg.), *Husserl-Lexikon* (S. 212-213). Darmstadt: WBG.
- Taipale, J. (2012). Twofold Normality. Husserl and the Normative Relevance of Primordial Constitution. *Husserl Studies* 28, 49-60.
- Waldenfels, B. (1998). *Grenzen der Normalisierung. Studien zur Phänomenologie des Fremden 2*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Wehrle, M. (2010). Die Normativität der Erfahrung – Überlegungen zur Beziehung von Normalität und Aufmerksamkeit bei E. Husserl. *Husserl Studies* 26 (3), 167-187.

Ina Marie Weber, geb. 1983, Kunst- und Philosophiestudium in Alfter, Berlin und Köln, Mitglied der Internationalen Arbeitsgruppe “Phänomenologie und Wissenschaften”, Mitbegründerin des inklusiven Wohn- und Arbeitsprojektes “Kvartier minne-colson” sowie des überregional agierenden Vereins “K.206 Kunst, Kultur und Inklusion e.V.”.

Adresse: Hegebuchenbusch 1, 24640 Hasenmoor.

E-Mail: weber@minne-colson.de